

GEORG STEFAN TROLLER

Selbstbeschreibung

Verbesserte und ergänzte
Neuausgabe

ARTEMIS & WINKLER

Allen meinen Lieben

Bildnachweis:

Umschlagvorderseite: Isolde Ohlbaum. Innenklappe: Gero von Boehm. Bildteil: Seite 6 oben: Robert Lebeck; Seite 6 unten: Dieter Sander; Seite 8 oben und unten, Seite 9 oben und unten: Joshi Kaufmann. Leider konnten nicht alle Rechteinhaber ausfindig gemacht werden. Berechtigte Ansprüche werden vom Verlag abgegolten. Alle übrigen Bilder aus Archiv Troller.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 Patmos Verlag GmbH & Co. KG

Artemis & Winkler, Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Init, Bielefeld

Printed in Germany

ISBN 978-3-538-07276-3

www.artemisundwinkler.de

»Ja? Wer ist da?«

»Aufmachen!«

Immer kommen sie in den frühen Morgenstunden, wenn die Lebensgeister herunter sind. Und jetzt was? Sich unschuldig stellen? Aber man ist ja unschuldig, oder? Wie oft hat man die Szene erlebt, bis in seine Träume hinein. Diese Albträume, die nie abflauen, auch heute nicht. Man schreibt, man filmt, man witzelt gegen sie an. Zum Beispiel in diesem Buch. War das denn tatsächlich alles so, wie Sie es vorbringen, wird man manchmal gefragt, wenn man sich, ungern genug, auf Vergangenes einläßt. Fast neidisch, wo doch heutzutage so schwer ans Erleben zu kommen ist. Welch ein Abenteuer, diese Nazizeit und Emigration und solche Dinge! Aber was mir wirklich von damals geblieben ist? Ein Gefühl des Grotesken, des Inkongruenten, des Ironischen, das ist es am Ende. Nein, keine lächelnde Ironie, sondern eine mörderische. Daß dein Leben jederzeit auf Messers Schneide steht, eine falsche Bewegung und du saust ab. Oder, um auf das unvermeidliche Bild zu kommen: der versäumte Zug am Bahnhof. Oder gar der falsche Zug, der in die verkehrte Richtung. Der sardonische Tonfall, mit dem ich mich manchmal über solche Nachtgespenster hinwegsetze, auch in diesem Lebensbericht – ist er mein eigener? Oder doch nur ein angelernter Notbehelf? Aber ich bin ja kein Adept der Seelenanalyse, und so werde ich gegebenenfalls erst in einem zukünftigen Dasein Bescheid wissen, was es mit diesem auf sich hatte.

Wie viele Orte ich in meinem Leben bewohnt haben muß? Einmal, in meinen Zwanzigern, kam ich auf mehrere hundert, danach gab ich das Zählen auf. Der erste jedenfalls hieß Sanatorium Löw, der Stadtteil

Alsergrund. Im Löw bin ich geboren, das gehörte zum guten Ton unter den bürgerlichen Juden Wiens. Bessere Leute starben auch hier, wie der abgekämpfte Gustav Mahler zehn Jahre vor meiner Geburt. Viel später, so an die tausend Jahre später, war im selben Haus der Informationszweig der amerikanischen Militärregierung untergebracht, und ich kehrte sozusagen in den Mutterleib zurück. Eigentlich hätte ich, da schon ein Sohn vorhanden war, eine Tochter werden sollen namens Georgette. Man nahm mich in Gottes Namen hin wie ich war, aber verzärtelte mich. Bruder Herbert galt als Sohn des Vaters, so war ich dazu ausersehen, Muttersöhnchen zu werden. Dem habe ich mich verweigert, solange ich zurückdenken kann.

Mutter war die Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit in Person. Eine von diesen großen Liebenden, deren hilflos unbegrenzte Zuwendung man im Virilitätswahn der Zeit als »übertriebene Affenliebe« abqualifizierte. Bei unserem letzten Zusammentreffen sagte sie: »Wirf nicht dein Leben weg, wie ich meines weggeworfen habe.« Es war das einzige Mal, daß sie von ihren wahren Gefühlen sprach und aus der Rolle der Kindfrau ausbrach, die ihr der Herrschaftsanspruch der Männer zuwies. Auch wir Söhne schäumten über sie, die klaglos litt, hinweg, um gegen den Fels des Vaters anzubranden.

Der Vater stammte aus Brünn in Mähren, die mütterliche Familie war schon länger in Wien ansässig. Vater hat sich nie ganz mit der Metropole identifiziert, sowenig wie mit der Mutter. Ich selbst fühlte mich von Anfang an als begeisterter Wiener. Es gibt Orte, die Schicksal ausstrahlen, wie vordem fast jede Stadt und Landschaft Europas, heute bleibt nur noch ein kümmerlicher Rest. Jeder Wiener ist sich bewußt, daß er von seiner Geburtsstadt auf Lebenszeit geformt und geknetet ist wie ein Kipfel oder Knödel, wohin immer es ihn verschlägt und mit welchem Reisepaß er sich ausstattet. Wien prägt. Ich erkenne in mir das Löbliche und das Liebliche, das es mir aufgedrückt hat, wie auch das Vage und Verlotterte. Nie werde ich, in Berlin, Paris oder New York, anders fühlen können denn als Wiener, wenn auch getarnt hinter end-

losen Schichten von Versteckerlspiel. Übrigens gehört auch diese Mimikry zum Wiener. Ja, vielleicht ist es gerade der Kern seiner Persönlichkeit, daß er gar keine hat, sondern aus lauter Tarnung besteht (und auch dieses »vielleicht« ist schon wieder bezeichnend für unseren Mangel an Definitivem). Wie alle Wiener habe ich Wien jederzeit ebenso glühend geliebt wie gehaßt, was zweifellos fruchtbar ist. Gleichgültig ließ mich die Stadt nie, aus der ich mit siebzehn hinausmußte. Ich fühlte mich ja nicht bloß als Kind aus Wien: Ich war ein Kind *von* Wien, ich war ein »Wienerkind«. Wie man eben Wienerwald sagt oder Wienerschnitzel. Diese Herkunft, mitsamt ihrer spezifischen Version des Deutschtums, habe ich lebenslang als so verpflichtend empfunden wie die Abstammung von meinen jüdischen Vorfahren.

Unsere erste Wohnung stand am Rudolfsplatz, einen Jungenschreiweg vom Donaukanal. Die rauhe Fassade protzte im Ringstraßenstil, angereichert mit falschen Voluten, Karyatiden und Löwenhäuptern. Ein Mietspalast, der von unten her wegfaulte, wie damals fast alle Wiener Bauten. Wir empfanden das schon früh als Symbol, denn kaum eine andere Stadt wirkt so metaphernlastig wie diese. In dem Zwickel des untersten Treppenauslaufs stand unsere Rodel, mit der man im Winter ein anderthalb Meter hohes »Mugerl« im Rudolfspark herunterglitschen konnte. Die Rodel steht noch da (oder eine um siebzig Jahre jüngere) – ich habe es kürzlich kontrolliert. Ich fahre häufig nach Wien zum Kontrollieren. Da entdecke ich zum Beispiel, oder bilde mir ein, daß die Straßenbahnschiene am Börseplatz genau an der Stelle, wo wir als Jungen zehn Groschen zum Zerquetschen hinlegten, diese kleine Delle aufweist. Jetzt fährt schon lang mehr keine Elektrische um den Börseplatz, aber ein Endchen Schiene ist noch da und darauf die Delle. Solche Dinge gehe ich besichtigen, während meine Freunde mutmaßen, daß ich auf wichtigen Symposien bin oder unterwegs zum Geschenkekaufen.

Wir wohnten in der »Stadt« oder »Inneren Stadt«, das galt als das Vornehmste. Gegenüber, auf der falschen Seite des Donaukanals, brei-

tete sich, wie ein undurchdringlicher und nie zu erforschender Dschungel, die Leopoldstadt aus, auch »Mazzesinsel« genannt. Das Viertel der Betteljuden – häufig Neueinwanderer aus Galizien oder der Bukowina. Wo ließen sich diese exotischen Landstriche nur finden? Den Juden in der »Stadt« war es aus irgendeinem Grund total entfallen. Aber schon die bloßen Namen hatten einen Klang von Ungeschlachtetem und Verrufenem, wie Babylon oder Sodom und Gomorrha. Wer von daher stammte, war gezeichnet als Ostjude, als Levantiner. Vaters Vorfahren kamen glücklicherweise nicht von dort, sondern aus Böhmen und Mähren, also zivilisierten Landen. Ja, laut Vater geradezu die Wiege der Zivilisation. Durch die Leopoldstadt zockeln wir höchstens mal mit der Tramway auf dem Weg zum Wurstelprater. Rundum glänzende schwarze Kaftane, geringelte Bärte und Schläfenlocken, man redet ein gestenreiches Jiddisch und ist »Handleh«. Sozusagen die steinzeitliche Vorstufe zu uns, den österreichischen Staatsbürgern jüdischen Glaubens. Was konnten uns diese düsteren Gestalten, denen die Frömmigkeit aus allen Poren kroch, schon geben? Nichts, das war einmal klar. Vor dieser Konfrontation drückte man sich, zum Preis von Selbstentfremdung und schlechtem Gewissen.

Später im Gymnasium pickte ich manchmal solche Nonsensausdrücke auf wie »Oi joi, Mama« oder »Haste gesehn, komme ins Haus«. Sofort fuhr mir der Vater über den Mund: »Bei uns wird nicht gemauschelt!« Vater war kein Handleh, sondern Kaufmann. Das füllte er leider auch (anstatt Pelzhändler) in der entsprechenden Spalte meines Antrittsformulars für die Mittelschule aus, was Klassenlehrer – wir sagten Klassenvorstand – Meyer laut vor versammelter Klasse mißbilligte. Seitdem hieß ich nur mehr »der Koofmann«, jahrelang. Oder auch »der Koofmich«. Vater seinerseits hätte sich am liebsten Kaufherr genannt, wie die Fugger. Er dampfte regelmäßig per Nachtzug nach Leipzig, Leningrad und anderen phantastisch entlegenen Orten. Dort ersteigerte er bei Auktionen dicke verschnürte Ballen von gegerbten Fellen, die er daheim nach Locke, Färbung und sonstigen Eigenschaften sortierte

und an Wiener Kürschner weiterverkaufte. Nur daß sie von jetzt ab Pelze hießen, und von dem Unterschied lebten wir. Das Geschäft stand in der Neutorgasse: »N. Trollers Söhne«. Das N bedeutete Nathan, aber das mußte man den Leuten nicht auf die Nase binden. Es gab vier Angestellte, für Wiener Verhältnisse ein Großbetrieb. Und sogar ein motorisiertes »Monos-Dreirad«, mit dem ausgeliefert wurde. Vater brauchte bloß drei Minuten zu Fuß ins Geschäft, mittags kam er zum Essen und auf ein Nickerchen nach Hause. Alles lag um die Ecke, was ich damals für selbstverständlich hielt. Es war eben das »Fetzenviertel«, Zentrum der Bekleidungsindustrie.

Da wir nur ein »Vierteltelefon« besaßen, einen Gemeinschaftsanschluß, der immer im falschen Moment besetzt war, unterhielt sich Mutter mit ihrer Schwester, die auch um die Ecke am Salzgries wohnte, per »Haustelefon«. Das heißt, sie klinkte, gleich nachdem Vater ins Geschäft verschwunden war, das Verandafenster auf und rief schallend über den Hinterhof: »Hedi!« Manchmal war auch Tante Hedi zuerst am Drücker und rief gellend über den Hof: »Wilma!« Darauf wurden die Neuigkeiten gratis ausgetauscht. Daß auch sämtliche Hausparteien die Neuigkeiten gratis mit übernahmen, genierte niemanden, weil in Wien ohnehin jeder auf das Privatleben seiner Nebenmenschen abonniert ist. Tante Hedis Gatte, Onkel Viktor, war »in Teppichen« (auch sein Geschäft lag in Blickweite), während Mutter und Tante Hedi »aus der Konfektion« stammten. Die beiden hatten noch einen jüngeren Bruder, Onkel Robert, der in die Kleiderfirma einsteigen mußte, als mein Großvater früh starb. Obwohl er sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte. Aber jetzt galt er eben als Mann im Haus. Erst wurde man »in Kondition« zu einem Geschäftsfreund gesteckt, um alle Tücken des Metiers zu meistern. Anschließend übernahm man den Familienbetrieb. War der männliche Thronfolger beim Hinscheiden des Firmenchefs noch nicht genügend ausgekocht, so durften zur Not auch die Mütter als vorläufige Statthalter einspringen: Meine beiden Großmütter waren zeitweilig solche Regentinnen gewesen. Gefragt wurde keiner. Da es

Generationen dauerte, um ein Geschäft aufzubauen, war es undenkbar, es freiwillig aus der Hand zu geben. Ebenso leicht hätte ein Erbhofbauer auf das väterliche Gehöft verzichtet. Allerdings betraf das alles vorrangig den ältesten Sohn. Der Senior mußte ins Gespann. Existierten jüngere Brüder, so ließ man sie zur Not auch hinaus in Wirtschaft, Staatsdienst oder die freien Berufe. Der jüdische Beitrag zum europäischen Geistesleben: Ärzte, Gelehrte, Autoren, Künstler, Wissenschaftler, Kabarettisten ... fast alles jüngere Söhne. Die dann oft genug den älteren zeitlebens auf der Tasche lagen.

Auch ich war jüngerer Bruder, ein unverdientes Glück. Herbert, zwei Jahre vor mir geboren, mußte sich gegen den übermächtigen Vater durchboxen, wie eine Generation zuvor Kafka gegen seinen. »So, du interessierst dich nicht für Felle? Fragen wird man dich! Warte nur, mein Bürschchen! Dir werden wir das Wilde schon abräumen!« Ich hingegen war das Nestküken, das seine Reimereien laut vor versammelter Familie rezitieren durfte. »Er hat etwas«, war der Konsens. Während Herbert nie etwas hatte, jedenfalls nichts, das für N. Trollers Söhne in Frage kam. Ich galt von Anfang an als begabt oder zumindest »betamt«. Dafür wurde ich bei jeder Gelegenheit vom Vater mehr oder weniger willig belobt, von Mutter getätschelt und von diversen Tanten zärtlich in die Wange gekneipt ... die Vorbedingung so vieler jüdischer Erfolgsgeschichten. Ich war, wenn irgend etwas, leicht von Begriff. Jede beliebige Kombination von Worten klebte an mir fest, auch wenn mir der Sinn vorerst schleierhaft blieb. Beim geringsten Anlaß konnte ich mit einem Klassikerzitat auftrumpfen oder noch lieber einer witzigen Verdrehung davon, was als höchster Beweis deutscher Bildung galt. Hatte Schiller behauptet: »Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck«, so improvisierte ich als Anwalt der Mamelucken: »Gehorsam zeiget auch der Christ, nur Mut wächst auf dem eignen Mist.« Das war »schon fast Heine«, erhabeneres Lob gab es nicht. Auf die Rückseite von Vaters Visitenkarten kritzelte ich: »Kaufst du nicht die Troller-Felle, so erfrierst du auf der Stelle«, und streute das im Winter ver-

stohlen vor dem Geschäft aus. Danach galt ich als prädestinierter Reklamefachmann. Meine Geniestreiche gingen brieflich an die internationale Verwandtschaft, wo es bei Herbert nur hieß: »Er macht sich.«

Allerdings war Herbert fesch und dunkelblond wie unser Vater, ich hingegen plump und rundlich, mit schwarzen Kraushaaren von der Mutter her. Tante Hedi, bei meiner Geburt zugegen, soll spontan mit den Worten herausgeplatzt sein: »Er ist so häßlich, daß er fast schon wieder schön wirkt!« Ich muß neun oder zehn gewesen sein, da schnappte ich die Bemerkung auf, ich sei »prononciert«. Auch das hielt ich für eine weitere Huldigung an meine Genialität. Bis ich im Brockhaus-Konversationslexikon nachschlug, und da stand es schwarz auf weiß: »Prononciert = deutlich, ausgesprochen«. Ich sah also ausgesprochen jüdisch aus, vielleicht wie die Bewohner der Leopoldstadt, die aus Galizien stammten oder der Bukowina. Das war ein Schock. Und, wie ich bald herausfinden sollte, in Österreich ein Makel, für den es keinen Ausgleich gab. Man konnte Hofrat werden oder Haderlump, Mystiker oder Millionär ... das abschließende Urteil über dich lautete: »Er ist ein Jud und schaut auch danach aus.«

Auch Onkel Robert, Mutters jüngerer Bruder, sah jüdisch aus, wenn auch längst nicht so prononciert wie ich. Die »Wuckerln« und »Schneckerln«, die bei mir unkämmbar in alle Richtungen wucherten, trug er nachts, duftend brillantiniert, unter einem Haarnetz. Nahm er es am Morgen ab, indem er vorsichtig die Gummizüge im Nacken löste, so lag alles spiegelnd und plattgebügelt da. »Ein Gigerl«, sagte Vater abwertend, weil er diesen Zweig der Familie nicht mochte. Erstens war Robert Junggeselle, was bei den Israeliten verpönt ist, die sich ja zu vermehren haben wie Sand am Meer. Und zweitens ein Nachtschwärmer, anstatt alle Freuden dieser Welt dem materiellen Fortkommen und der Erziehung der Kinder zu opfern (die darauf eins pfeifen). Die Konfektion betrieb er nur seiner Mutter zuliebe und mit der linken Hand. Hauptberuflich war er Romanschriftsteller, also ein brotloser Künstler. Robert »kam uns nicht ins Haus«. Dafür telefonierte Mutter ausgiebig

mit ihm, sonntags auch drahtlos über den Hinterhof, denn er wohnte bei Onkel Viktor und Tante Hedi zur Untermiete. Dabei gluckste Mutter errötend und kehlig vor sich hin wie nie im Kreis unserer Familie. Robert wußte von seinen nächtlichen Exkursionen ins »Griechenbeisl«, ins »Herrenhof« und ins »Central« über alle Vorkommnisse der Metropole Bescheid, wobei Bescheidwissen sich ja in Wien zuvörderst auf die Schattenseiten bezieht. »No, hast du gehört, was der Fackelkraus wieder über Sigmund Freud von sich gegeben hat? Nu na, nicht wird er abnormal sein, der Mann schläft doch mit Franz Werfel, das sagt dir jeder. Übrigens, weißt du schon, was sie über dem sein neues Stück schreiben? Alea jacta est – der Werfel hat gefallen.« Mutter hätte den ganzen Vormittag wohligh durchgekichert, wenn nicht unsere Köchin Kathi, das Geschirrtuch in der Hand, vor sie hingetreten wäre mit dem klagenden Ausruf: »Gnä Frau, mir fällt nix ein. Was machen wir denn heut?« Auch Mutter fiel nie etwas ein, nur brauchte Kathi einen Widerpart. Der Österreicher muß sich an jemand reiben können, erst bei der Replik wird er originell.

Es war die Zeit der Autarkie. Jeder Staat wollte rein aus sich selbst existieren, jede Provinz, jeder Bauernhof, und bei den Juden war es jede Familie. Ob man dringend einen Anwalt brauchte, einen Nervenarzt oder einen Börsenkennner – todsicher ließen sich irgendwo entfernte Verwandte auftreiben, mit denen man das Geschäft »in sich« abmachen konnte. Wozu brauchte die Welt an uns verdienen? Onkel Robert wurde demnach als Autorität zu Rate gezogen, was meine Begabung betraf. Immerhin steckte in einem Geheimfach meiner Kommode schon ein ganzes Schulheft voll präpubertärem Gesudel, auf dessen Etikett in Schönschrift zu lesen war: Gesammelte Werke, erster Teil. Roberts Urteil lautete vernichtend: »Absolute Talentlosigkeit in Tateinheit mit Präpotenz.« Auch dieses Wort mußte ich erst nachschlagen, es hieß Unverfrorenheit, also Chuzpe. Danach schrieb ich ewig keine Gedichte mehr, mindestens zwei Wochen. Die Kritik nahm ich dem Onkel nicht übel. Selbstverständlich war er nur neidisch auf mich, weil ich alles so

poetisch fühlte. Wie sollte man schon als Erwachsener noch etwas fühlen können?

Onkel Robert genoß einen Ruf als Feschak und Roué (also Stutzer und Frauenkenner). In Wien wie in Paris ein anerkanntes Berufsbild. Es bestand im wesentlichen darin, den Frauen auf den Kopf zuzusagen, daß sie von den gleichen Lüsten und Begierden heimgesucht waren wie die Männer. Darauf fühlten sie sich im Innersten durchschaut, und es war naturgemäß um sie geschehen. »Mein Neffe Georg, was meinst du, worauf die Weiber letzten Endes aus sind?« »Auf die ewige Liebe!« rief ich flammend, denn das war ich mir als poetisch Fühlendem schuldig. Er nickte mit einem gespielten Seufzer: »Genau, und das von vorn und von hinten und jeder andern Richtung. Und zwar dauernd.« Im Krieg war Robert angeblich Kavallerist gewesen, deshalb achtete er auf seine Taille. In seiner Zimmerecke stand tatsächlich ein Punchingball zum Trainieren. Das war wie der Watschenmann oder Haut-den-Lukas im Prater, also eigentlich etwas widernatürlich »Arisches«. Auch daß er sich manchmal anschickerte, paßte nicht zum Familienethos. Dann sprühte er von fulminanten Geistesblitzen. Oder wir bekamen Schmetterlingsküsse, flatternde Augenwimper auf Augenwimper. Oder er fragte unschuldig, ob wir schon nachts den Kindermädchen ins Bett krochen und ähnlich Genitalisches. Seine Romane verfaßte Onkel Robert in winziger Handschrift: »Je minutiöser die Buchstaben, desto pointierter die Gedanken.« Jedes Kapitel mußte ein dutzendmal umgeschrieben werden, bevor es zum Abtippen kam, »wie bei Thomas Mann«. Dabei verflüchtigten sich leider die Judaismen und Viennensia und auch sonst alles Frivole, Pikante und Anrühige, wie man das gleichfalls in den Schriften von Schnitzler, Wassermann oder Stefan Zweig besichtigen kann. Gepflegte Sprache, zu Tode gepflegt. Jedes Wort ein Zuckerl, reif für die Unsterblichkeit. Als ich Robert Jahre später mein erstes Buch nach Amerika schickte, fand er, ich hätte »Brio«. Das war aber nicht als Eloge gedacht, sondern bedeutete bloß, daß ich mich schamlos der spontanen Eingebung überließ, anstatt sie mit herkulischer Anspan-

nung zu Prosa zu destillieren: »Du kelterst Heurigen statt Champagner.«

In Wien erschienen Onkel Roberts Werke nicht unter seinem richtigen Namen – die Familie hieß Pick –, sondern unter einem »bodenständigen« Pseudonym, Valentin Richter. Das galt damals für selbstverständlich. Felix Salzmann nannte sich Salten, Otto Abraham Brahm, aus Gundelfinger wurde Gundolf, aus Sandor Rosenfeld Roda Roda, aus Südfeldt – was sonst – Nordau, aus Richard Engländer Peter Altenberg, aus Bermann Höllriegel, aus Friedländer Mynona. Warum Franz Kafka sich auf seinen ordinären Geburtsnamen versteifte, einen der häufigsten im Prager Adreßbuch – er bedeutet Krähe –, blieb jedem ein Rätsel: »Ein Dichter kann doch nicht Kafka heißen!« Aber wozu änderten die Juden eigentlich ihre Namen? Zwischen Wien, Prag, Budapest und Berlin wußte doch alles Bescheid, ob »einer einer war«. Ja, sich darüber den Kopf zerbrechen gehörte zu den beliebtesten Gesellschaftsspielen der Mitteleuropäer. Andere Sorgen hatten sie nicht. Noch bei Täuflingen x-ter Generation, wie dem Dichter Hofmannsthal oder dem Philosophen Wittgenstein, wisperte man hinter vorgehaltener Hand: »Pst, pst, eigentlich hat sich erst der Großvater ...«

Aber nicht nur die Juden verstellten sich, sondern letztlich alle Österreicher. Schon das Habsburgerreich war in seiner Agonie nur mehr eine hohle Attrappe gewesen, ein Bühnenbild aus Gipskarton. Jetzt lag es in Fetzen, »anstatt einer Großmacht ein halbes Dutzend Ohnmächte«. Und dieses übriggebliebene Deutsch-Österreich, wie es anfangs offiziell hieß, gab nichts mehr her an Inspiration, die Substanz war aufgebraucht. Der Charme der Österreicher bestand ja in einer Art gemütvoller Naivität, die dem Göttlichen wie dem Irdischen und sogar dem Teuflischen mit der gleichen herzhaften Unbefangenheit gegenübertrat. Ihre wechselvolle und jetzt schon lang nicht mehr triumphale Geschichte hatte sie auf Versöhnlichkeit und Ausgleich angelegt. Und sie besaßen die erfreuliche Gabe, bei bedeutenden Menschen und Vorgängen die minderen, ja blamablen Eigenschaften zu schätzen, hin-

wiederum im Kleinen und Herzigen das Ewige mitzuspüren. Kurz, sie waren im Kern Biedermeier geblieben bis zu einem Zeitpunkt, als das eigentlich nicht mehr ging. Daraus entwickelte sich dann ein anschwellender Haß gegen alles Andersgeartete, das sie zu überflügeln und zu übervorteilen drohte. Gegen die »Preißen«, gegen die Tschechen und vorrangig gegen die Juden. Und in der rückständigen Provinz haßte man sogar die eigene Hauptstadt, den »Wasserkopf« Wien, der jetzt fast ein Drittel der Bevölkerung dieses Schrumpfstösterreich enthielt. Um die Jahrhundertwende hatte man in Wien sozusagen das 20. Jahrhundert erfunden. Faktisch unter totaler Mißbilligung der übrigen Bevölkerung, die darin (siehe Hitler) vor allem jüdische Frechheit und Dekadenz wahrnahm. Und jetzt? Jetzt waren die Juden in diese österreichische Kultur verliebt, der sie zur letzten Blüte und Zusammenfassung verhelphen durften. Was nicht ausschloß, daß man die Einheimischen auch schon mal frotzelte oder zu veräppeln suchte. Aber im allgemeinen fand man doch, daß diese treuherzigen und dickschädlichen Zwöckel, bei denen das Bäurische selten weiter als ein paar Generationen zurücklag, sich aufs beste mit den eigenen, gewiefteren Stadt- und Stetlgehirnen ergänzte. Kurz, wir waren bereit, in dieses Land nicht nur Energie, Geld und Talent zu investieren, sondern unsere geballte jüdische Sentimentalität! Dafür sollte einem aber auch bitteschön die Chance gegeben werden, sich diesen Österreichern anzuverwandeln. Ohne auf unser Bestes zu verzichten, wollten wir insgeheim so werden wie sie!

Nur – was gab es da eigentlich noch zu meiner Zeit? Dahin die »Österreichische Idee«, das verlorene Gegengewicht zur Wilhelminischen! Die »Mythik des Donau-Alpenmenschen«, von der man ein Jahrtausend gezehrt hatte, existierte nur mehr auf dem Papier. Auf dem Schreibpapier nämlich der »völkischen« Autoren, die sich dem Schwindel verschrieben, man könne weitermachen wie bisher. Und diese Leute kamen sogar an, denn nichts verkaufte sich damals so vortrefflich wie patriotische Schmiere und literarische Zechprellerei. Hoch der Schmach, die Illusion, der Phrasendrusch! Wer zwitschert schon gern von den

Dächern, daß er innerlich bankrott ist? Man wußte Bescheid, aber man schminkte sich auf unschuldig und schlicht. Man stellte sich einfältig, gläubig, bäurisch, urtümlich, erdverbunden. Man schwelgte in Operettenseligkeit, blauer Donau, Waschermadeln und Tirolerblut, Dreimäderlhaus und Radetzky marsch. Man schwärmte von Altwien, bestehend aus dem Alten Steffel, dem Alten Burgtheater, dem Alten Drahrer, der Alten Armee und dem Alten Kaiser. Das »österreichische Antlitz« verzog sich zu einer Schnitzmaske von kitschiger Larmoyanz. Und wer da nicht mitstrickte an dem folkloristischen Mummenschanz, wie Loos oder Horváth oder Wittgenstein, wie Schiele und Kokoschka, wie Freud und Karl Kraus, der wurde denunziert und fertiggemacht, er hatte ja die schweigende Übereinkunft zur Lüge durchbrochen. Er galt als Jude, und wenn er zufällig keiner war, so klebte man ihm solch geschmackvolle Etiketten auf wie: jüdisch angehaucht, verseucht, infiziert. Aus dem geistigen Zusammenbruch bewußt einen Ausweg suchen – in den Sozialismus, in eine neue Kunst und Literatur, ins Weltbürgertum –, das hieß jüdisch. Sich blöd stellen: arisch. Die Bescheuertsten fand man in der Provinz, allwo sie bei Trachtenaufzügen und Blasmusik verkündeten: »Mir san g'sund!« ... die ewigen Waldheim- und Haider-Wähler. Das im Gegensatz zum verrotteten (sprich verjudeten) Wien, dem Völkerbabel, laut Hitler. Da aber jeder Mensch sich lieber für naiv verkaufen läßt als verrottet, so stellten sich auch die meisten Juden naiv, vorab die bürgerlichen. Generationenlang hatten sie um Anerkennung als vollgültige Staatsbürger scharwenzelt – jetzt sollten sie alles aufs Spiel setzen aus purer Wahrheitsliebe? Also gaben auch sie sich mindestens so kernig-deutsch, gemütlich-österreichisch, heurigenselig-wienerisch wie die Autochthonen. Und im Sommer verwandelten sich Salzburg und Wörgl und der Semmering und die anderen jüdischen Sommerfrischen in ein verlogenes Lederhosenparadies – wo man hinschaute, nichts wie Seppeln.

Das war die Situation, in die ich hineinwuchs. Die Zweideutigkeit, ja Zwieligkeit steckte schon unausjätbar in einem selber drin. Nichts

war so, wie es sich ausgab, niemand war, was er schien. Woran immer man glaubte, man empfand sich im geheimen als Schwindler und Schmähführer. Diese Selbstmißachtung brachte viele dazu, daß sie vernagelter wurden, als es eigentlich dem österreichischen Wesen entsprach. Und führte bei den Juden zu einer Steigerung ihres ohnehin schon selbstironischen Witzes, bis hin zu einer erstaunlichen Blüte der Kleinkunst, des Kabarett. Leopoldi, Armin Berg, die Herren Farkas und Grünbaum in Doppelconférence beim »Simpl«, Friedells »Goethe«, Soyfer in der »Literatur am Naschmarkt« ... das träufelte in mich ein wie Impfstoff und immunisiert mich bis heute gegen jeden Brustton der Überzeugung.

Das Kabarett war ein Erbauungsfest Gleichgesinnter. Leider mußte man nachher hinaus ins feindliche Leben, und da war geraten, sich möglichst kleinzumachen. Bloß nicht auffallen. Kein Geschrei auf der Straße, keine übertriebenen Gesten. Sperrt man sein Geschäft an den Hohen Feiertagen, so steht am Rolladen: »Vorübergehend wegen Krankheit geschlossen«. Gebetsschal und die übrigen Utensilien bringt man in einer unauffälligen Aktenmappe zum Tempel. Besitzt man ein Auto, so wird es zwei Straßen entfernt abgestellt. Nach dem Gottesdienst verstreut man sich schnell und mit hochgeklapptem Kragen. Wird trotzdem gestänkert, so hat man im Laufschrift zu verduften. Dabei schämt sich jeder für die Feigheit der andern und seine eigene. Man ist eben klüger. Der Klügere gibt nach. Aber der Stärkere behält recht.

Nachts unter der Bettdecke verfaßte ich tranige Skizzen über das Volksleben der »Wienerstadt«, die doch inzwischen zu einem der unwirtlichsten Hinterhöfe Europas geworden war, zerfressen von Hunger, Elend, Ressentiment, Selbstzweifel. Je fadenscheiniger der schöne Schein, desto intensiver krampfte man sich an ihn fest, auch ich. Rufe ich mir das Kind vor Augen, das ich damals gewesen sein muß – was mir weiter nicht schwerfällt –, so sehe ich ein niedliches kugeliges »Wuzerl«, behütet und angepaßt, sich selbst und der Welt ein Wohlgefallen. Darunter aber radikale Verunsicherung, eine Ahnung bodenlo-

ser Klüfte. Nirgendwo fester Grund. Alles wischiwaschi, alles wiegelwagel, wie man auf wienerisch sagte (es gibt sogar nichts Wienerischeres). Irgendwann würde mir Gott eine Tafel vom Himmel herablassen, auf der die *Wahrheit* stand. Natürlich nicht die der Zehn Gebote, die waren für die Hammelherde bestimmt. Nein, was ich erwarte, ist meine persönliche, profunde Weisheit, mir auf die Seelenform zugeschnitten wie ein metaphysischer Maßanzug. Ich rechne fest damit, daß diese Erleuchtung mir zuteil wird anhand meiner ersten großen Liebe (von Hunderten!) beziehungsweise Bettgeschichte. Inzwischen muß ich mich leider unbedarft durchwursteln, lechzend nach Unfehlbarkeit.

Das schließt keineswegs aus, daß ich mich jetzt schon für einen Dichter halte – diese geweihte Spezies, die nur im Deutschen vorkommt. Dichten heißt, daß es sich reimt. Hingerissen stelle ich fest, was sich alles reimt: Hatschen mit Watschen, Werkel mit Ferkel, Turm mit Buam. Im Gedicht erkenne ich meine Unverwechselbarkeit: »Ich bin ein neuer Mensch, der war noch nie!« schreibe ich meuterisch in meine »Gesammelten Werke«. Am liebsten möchte ich ein Findling sein. Alles, nur kein Abkomme. Das Wort Familie, Vaters Lieblingsvokabel, erfüllt mich mit Abscheu. Bloß keine Zärtlichkeiten, bloß keine Intimitäten und Geständnisse. Was ein zukünftiger Prophet ist, muß beizeiten für Distanz sorgen. Übrigens bleibt mein Bruder Herbert noch verstockter. (Daß wir in vielem kongenial sind, entdecken wir aber erst Jahre später.) Was ist eigentlich mit uns los? Über Generationen hinweg waren sämtliche Mitglieder des damals so reichverzweigten Troller-Klans stolz und vergnügt gewesen, ihm anzugehören, sie gehörten ihm geradezu hauptberuflich an. Warum nicht wir?

Unser Vater war ein abgestempeltes Produkt seiner Altvordern. Aussehen, Charakter, Denkungsart hatte er fix und fertig von ihnen übernommen, begierig, das an uns weiterzureichen wie einen unverwüstlichen Paletot. Alles an Vater war straff und rigoros, bis hin zur Handschrift. Unter der kurzen unauffälligen Nase trug er ein militärisch gestutztes Schnurrbärtchen, anfangs blond, später grau. »Er

sieht nicht aus wie ein Jud«, hieß es einhellig – die höchste Anerkennung, die der Wiener zu vergeben hat. Im Gegensatz zu vielen assimilierten Juden brannte er niemals darauf, »Figur zu machen«. Vater inszenierte sich nicht, deswegen paßte er auch nie zur Gänze nach Wien. Sein aggressiver Stolz war berüchtigt, aber der bezog sich weniger auf seine eigene Person als auf die stockbürgerliche Sippe, der er entstammte. Diese war »normal«, und dementsprechend erschien ihm alles übrige als anormal, Juden wie Christen. Wir waren was und stellten was dar. Den anderen galt sein dauernder Jähzorn. »Hat nix und ist nix«, das betraf so ziemlich jeden, den wir bewunderten, von Onkel Robert bis hin zu Bertolt Brecht. Vater hatte 1918 für den Rumpfstaat Österreich »optiert«, aber sein Herz hing an Prag und Brünn. Dort begriff man noch den Ernst des Lebens (heiter war auch nicht die Kunst, heiter und unbekümmert durfte überhaupt niemand sein, der jemand war und was hatte). In Wien jedoch herrschten Schlamperei, Verschwendungssucht und moralische Dekadenz. Das reizte ihn zur Weißglut, vor allem beim eigenen Anhang.

Meine Volksschule blickte auf einen trüben, grob gepflasterten Hinterhof. Gegenüber stand die Buchhandlung Deuticke (Freuds glückloser Verleger), die kürzlich noch existierte. In der Pause spielte man Schneider, Schneider, leih mir d'Scher, gelegentlich auch Jud, Jud, spuck in Hut, punktuert von Balgereien. Schon erstaunlich, was Kinder in eine Viertelstunde hineinquetschen können, später vergehen Jahre mit nichts. Ich lag wie so oft mit dem Rücken auf den Buckelsteinen und schrie: »Wannst mi net auslaßt, schick ich mein Vattern über dich!« »Mein Vatta ist einsachtzig, wie groß ist deiner?« »Ein Riese, mindestens zwei Meter!« Als der Vater zu Mittag heimkam, stieg mir zum erstenmal auf, wie diminutiv er geraten war. Nur sein Zorn hatte ihn für mich wachsen lassen. Auch wir Söhne galten als »Gschroppen«, Herbert überdies als mageres »Krispinder!«, weil er sich weigerte zu essen. Ihn brachte Vater – obwohl die Familie abwinkte: »Nur Zigeuner reisen mit Kindern!« – einmal nach Brünn zum Vorzeigen. Onkel Ernst

und Tante Stella besaßen drei stattliche Söhne, der älteste hieß Ludwig. Sagte Tante Stella unfein zum Vater: »Deinen Herbert frißt mein Lu im Kraut.« (Genau zwanzig Jahre später, der Ort hieß Theresienstadt, umfaßte sie schreiend die Knie eines Kapos, um Ludwig vor dem Abtransport nach Auschwitz zu bewahren, weil man einen Kerzenstummel in seiner Tasche gefunden hatte – vergebens. Wurde mir von einem Augenzeugen berichtet.) Wir waren Vaters bevorzugtes Sorgenfeld, er »zerriß sich für uns«, nur schloß das, ab einem gewissen Alter, Billigung nicht mehr ein. »Bei Trollers lobt man nicht«, gestand er mir später kleinlaut, aber da war er schon im neunten Jahrzehnt und fast mein eigenes Kind.

Sein Urgroßvater Elias, wahrscheinlich aus den Karpaten eingewandert, war noch in einem Wildbach bis zum Leibriemen im Wasser gestanden, um gegerbte Felle auszuwaschen. Großvater selig, Nathan, gründete dann das Handelskontor, um das sich alles drehte: »Es tut sich was im Geschäft.« »Ich muß noch einen Sprung ins Geschäft.« »Ich ruf dich morgen im Geschäft.« Bis hin zu dem beliebten Familienwitz: »Warum fragst du mich nicht, wie das Geschäft läuft?« »No, wie läuft das Geschäft?« »Frag mich nicht!« 1907 wurde Vater, als der jüngste männliche Sproß, in die Vereinigten Staaten geschickt. Er solle sich umtun betreffs amerikanischer und kanadischer Felle, dahin tendiere die Zukunft. In St. Louis, damals kapitaler Umschlagplatz für Wildjäger und Trapper, bestach er für zehn Dollar einen Pelzhändler. Der schrieb ihm in ein Heft die einschlägige Information, auf der später unser Wohlstand beruhte. Vater gehörte zu den wenigen in Wien, die sich mit Nerz und Silberfuchs auskannten, als diese in Mode kamen. Anderthalb Jahre blieb Vater in Amerika, anscheinend ohne je einen Gedanken an den Wilden Westen zu verschwenden. Über die grüne Prärie mochten die Gojims reiten, bei uns hielt man sich ans Propere. Das Geschäft wurde damals von seiner energischen Mutter Cäcilie dirigiert – sie hieß bei ihren Kindern nur die Cillimutter –, da Vater Ludwig früh einem Schlaganfall erlegen war. Auch diese frühen Tode gehören zur Firmen-